

Benedict Schubert
Predigttext: Habakuk 2, 20

Im Gotteshaus, im heiligen Raum.

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

in der Dorfkirche Riehen bin ich aufgewachsen. Sie bestimmt, ob ich es will oder nicht, das Bild, das ich von Kirche habe. Seither habe ich einige andere Kirchen gesehen; ich hab in sehr anderen Kirchen gefeiert und gepredigt. Und trotzdem taucht die Dorfkirche immer wieder bei mir auf. So ist mit den Kindheitsmustern.

Deshalb dürft Ihr Euch nicht über den heutigen Predigttext wundern. Es ist für einmal nicht ein ganzer Abschnitt aus der Bibel, sondern ein einziger Vers. Als ich mir überlegte, von welcher Bibelstelle ich ausgehen könnte, um über den Raum zu predigen, kam mir sofort der Vers aus Habakuk in den Sinn. In gotischen Lettern steht Habakuk 2,20 an der Stirnwand des Chors in der Dorfkirche. Der Vers hat sich tief bei mir eingeprägt:

Der Herr ist in seinem heiligen Tempel. Es sei vor ihm stille alle Welt!

Als ich kürzlich unsere Peterskirche betrat, sah ich an der hintersten Säule einen Mann stehen. Er hielt die Augen geschlossen und umarmte die Säule minutenlang innig. Ich sprach ihn nicht an, denn ich wollte ihn nicht in einem Moment unterbrechen, der – wie mir schien – für ihn sehr bedeutsam und dicht war. Ich vermute, er gehörte zu den Menschen, die uns versichern, in unserer Kirche herrsche eine ganz besondere Atmosphäre. Manche verwenden eine Sprache, um von dieser Atmosphäre zu sprechen, die mir selbst nicht so geläufig ist. Sie reden dann von Energien, von Kraftströmen, hin und wieder fallen geheimnisvoll klingende Fremdwörter. Ich weiss dann nicht, ob damit behauptet werden soll, so ein Gefühl liesse sich wissenschaftlich oder wenigstens parawissenschaftlich begründen.

Ausser Frage steht auch für mich: die Peterskirche ist ein besonderer Ort. Ich selbst empfinde den Raum als ausserordentlich wohltuend. Er hat etwas Heiteres und Leichtes. Gerne sage ich auch einmal von der Kanzel herab, wie privilegiert ich mich fühle, dass ich hier Pfarrer sein darf,

Gottesdienste mitgestalten, mit Euch zusammen die Gegenwart des Ewigen feiern.

Als die Kirche entworfen und schliesslich nach dem Erdbeben in den heutigen Dimensionen umgebaut und erweitert wurde, war den Bauleuten klar: wir errichten hier ein Gotteshaus. Wir bauen nicht eine Werkstatt für einen Gerber oder ein Gehege für die Falkner; da soll nicht eine Schneiderei entstehen oder eine Herberge. Hier soll Kirche sein, ein für den Gottesdienst konzipierter Raum.

Wer diesen Raum betrat, sollte seinen Blick auf den Ewigen richten können. Sie sollte unmittelbar eingeladen sein, nach oben zu schauen. Er sollte wissen: ich komme in einen Raum, der weiter ist, grösser, gewichtiger als meine Schlafkammer, meine Schreibstube oder die Weinschenke an der Ecke.

Die Welt draussen mit ihren Ordnungen war nicht einfach vergessen und aufgehoben. Es gab eine solide Trennwand zwischen der Leutkirche, diesem Raum für die Leute, und dem Chor, wo die Chorherren aus dem Stift nebenan regelmässig ihre liturgischen Gebete hielten. Wer in die Kirche kam, erlebte, dass er zu Gott keinen direkten Zugang habe. Da war eine Wand vor dem hellen, heiligen Teil. Das Licht liess sich dahinter erahnen. Man sah seinen Widerschein an der Decke über der Trennwand des Lettner. Doch die Leute, die Mitglieder der Gemeinde, waren auf Vermittlung angewiesen. Über die geweihten Priester klärten und pflegten sie ihre Beziehung zum Heiligen.

Gottes Gegenwart war sichergestellt durch das Sakrament, die geweihten Hostien, die im Allerheiligsten aufbewahrt waren und in der Messe ausgeteilt wurden. Noch heute können katholische Geschwister sagen, eine Kirche sei „bewohnt“, wenn sie das ewige Licht brennen sehen. Es zeigt an, dass im Tabernakel solche geweihten Hostien aufbahrt sind. Unsere Kirche dagegen sei eben „unbewohnt“.

Wir haben kein Tabernakel mehr, keine Altäre, nicht einmal ein Kreuz. Wir sind schliesslich eine reformierte Kirche. Wir sind Kinder jener Zeit der Auflehnung, wir sind Protestanten.

Der Widerspruch richtete sich damals dagegen, dass es so viel Unordnung gab in der Vermittlung zwischen dem Heiligen und dem Irdischen, zwischen dem Ewigen und dem Vergänglichen, zwischen Gott und den Menschen. Den Angehörigen der Geistlichkeit wurde vorgeworfen, sie missbrauchten ihre Stellung. Sie vereinfachten den Kontakt zwischen den

Menschen und Gott nicht, sondern erschwerten ihn. Sie liessen ihn zu einem Tauschgeschäft verkommen, bei dem sie selbst tüchtig verdienten.

Dies alles habe die verheerende Konsequenz, dass die Trennung zwischen Gott und Welt vertieft werde. Je prächtiger die Gotteshäuser seien, umso ungestörter könne der Teufel in der Welt sein Unwesen treiben. Deshalb forderte die Reformation, ganz besonders unsere Schweizer Reformation, es müsse die souveräne Macht Gottes über Kirche und Welt wieder verkündigt werden. Es könne, dürfe und müsse nicht mehr zwischen heiligen und profanen Räumen, Gegenständen, Menschen und Zeiten unterschieden werden. Durch Gottes Geist werde alles geheiligt, das ganze Leben, alle Bereiche, in denen wir uns bewegen. Berufen seien nicht mehr bloss die, die zu einem geistlichen Dienst berufen seien. Ein Beruf sei auch der des Schreibers oder des Schmieds, des Richters oder des Apothekers. (Dass es einmal Apothekerinnen und Richterinnen geben würde, war damals nicht im Blick...)

In letzter Konsequenz sollte man das später auch an den Kirchenbauten ablesen können. Sie wurden nicht mehr als heilige, sondern als nützliche Räume gebaut. Sie sollten sich nicht mehr abheben von den umliegenden Gebäuden, sondern ihnen zum Verwechseln ähnlich sein. Weil Gottes Gegenwart auch in der Schule oder der Werkstatt, in der guten Stube oder im Büro geglaubt wurde, durfte auch eine Kirche einem Schulhaus, einem Bürogebäude oder einer Fabrik zum Verwechseln ähnlich sein.

Und trotzdem hat unsere Gemeinde eher das Oekolampad für anderen Gebrauch geöffnet. Das Oekolampad wurde als Gottesdienstort aufgehoben, nicht die Peterskirche. Theologische Gründe gab es nicht für diesen Entscheid. Es wäre es vollkommen verfehlt zu behaupten, hier sei Gott mehr als dort. Praktisch ist aber festzustellen: Wenn Paare heiraten möchten, wenn sie ihr Kindlein zur Taufe bringen wollen, wenn sie von einem Menschen Abschied nehmen müssen, dann fragen sie bei Peter oder Paul an, nicht bei Johannes oder Stephanus. Dort tun das nur die, die eine intensive persönliche Beziehung zur Gemeinde im Quartier haben. Dieser Raum zu St. Peter wird offenbar doch – trotz unserer reformierten Vorbehalte – als „heiliger Raum“ erlebt. Ich mag theologisch noch so dringend darauf bestehen, dass Gottesgegenwart nicht an Orte gebunden ist. Es darf in Gottes Namen nicht einmal andeutungsweise gesagt werden, er sei hier eher als anderswo.

Doch um diese theologisch so korrekte Aussage kümmern die meisten sich wenig. Auch ich selbst nicht, übrigens. In Gottes freier Natur ist es noch einmal anders – aber in der Stadt fällt es den Menschen offensichtlich

weniger schwer, Gottesgegenwart hier zu vermuten als in der Eingangshalle des Kollegiengebäudes, in der Bibliothek des soziologischen Instituts oder in der Turnhalle des Petersschulhauses. Weshalb ist das so?

Unser Prophetenwort – dass Gott in seinem heiligen Tempel sei – formuliert eine Gewissheit, die sich erst mit der Zeit durchsetzte. Wie und wo sollte das Gottesvolk den Ewigen erkennen können? Lange Zeit wollte Gott nicht an ein festes Haus gebunden sein. Das Zelt war Symbol für seine Gegenwart, die provisorische Hütte derer, die ständig ihren Ort wechseln auf der Flucht, auf dem Weg in die Freiheit, auf der Suche nach grünen Auen und frischem Wasser.

Die biblischen Texte verraten noch etwas von den Auseinandersetzungen darum, ob es Gott überhaupt wohlgefalle, dass Menschen ihm ein Haus bauten, ihn an einen Ort banden, auf einen Platz festlegten. Der grosse und für alle massgebliche König David durfte mit dem Tempelbau nicht beginnen, erst Salomo konnte das Gotteshaus bauen lassen.

Zur Zeit von Jesus sind wir am Ende einer konfliktreichen Geschichte. Die Evangelien präsentieren ihn als den Rabbi, der den Tempel und den damit verbundenen Kult sehr kritisch beurteilt. Für ihn scheint der Tempel ein Symbol dafür zu sein, dass Gottes Macht zwar architektonisch demonstriert wird, aber im alltäglichen Leben eingegrenzt, genauer: ausgegrenzt wird. Die Zerstörung des Tempels durch das römische Imperium wird sogar als Gericht Gottes gedeutet.

In der Mitte dieser Geschichte zwischen prächtiger Weihe und grauenvoller Zerstörung des Tempels proklamiert Habakuk: *Der Herr ist in seinem heiligen Tempel. Es sei vor ihm stille alle Welt!*

Die Gegenwart Gottes, das ist das Wichtigste an diesem Vers, wird über das Ohr erfahren. Wir hören, wer Gott ist, wenn wir denn hinhören. Was wir sehen, kann uns unterstützen. Wenn Kerzen- und Blumenduft uns umwehen, kann uns das das Stille Sein leichter und schöner machen. Doch entscheidend kommt es darauf an: dass wir hören. Und Gott redet.

Für den Propheten Habakuk ist klar: vom Gotteshaus geht Weisung aus. Heilig ist der Tempel, weil hier der Wille Gottes erforscht und gehorsam angenommen wird. Der Vers, den ich Euch heute mitgebracht habe, schliesst eine Reihe von fünf Wehrufen ab. Der Prophet hat hingehört, er war still. Er hat sich vom Ewigen sagen lassen, was für ihn und für das Gottesvolk gilt. Deshalb erhebt er nun seine Stimme gegen Pfandleiher (6-8), gegen Menschen, die auf unrechten Gewinn setzen (9-11), gegen die, die mit Gewalt

ihre Ordnungen durchsetzen (12-14), gegen solche, die andere narkotisieren (15-17), und schliesslich gegen Götzenbilder (18-19) – also gegen alle, die sich nicht von Gott prägen und bewegen lassen, sondern Gott in den engen Rahmen ihrer Vorstellungen und Wünsche pressen.

Der letzte Wehruf gegen die Götzenbilder schliesst mit der alles zusammenfassenden Beobachtung: *Kein Odem ist in ihm*. Es ist nicht durchweht vom Hauch des Geistes. Durch das Bild fliesst nicht dieser „Atem aus der ewgen Stille“, wie es im schönen Lied von Tersteegen heisst (RG 510,4):
Du Atem aus der ewgen Stille,/ durchwehe sanft der Seele Grund,/ füll mich mit aller Gottesfülle/ und da, wo Sünd und Gräuel stund,/ lass Glauben, Lieb und Ehrfurcht grünen,/ in Geist und Wahrheit Gott zu dienen.

Möglich wird dies allein dann und dort, wenn Gott atmet, wenn Gott sich äussert. Heilig ist ein Raum, wo und weil er es erleichtert. Deshalb rede ich von der Peterskirche gerne als vom Gotteshaus. Und deshalb bezeichne ich diesen Raum auch als heiligen Raum.

Wohlgemerkt: nicht weil die Kanzel so prominent und hoch hängt – da befürchte ich manchmal eher, sie schaffe eine zu grosse Distanz und gaukle einen Höhenunterschied vor, der so nicht besteht. Nein, die Peterskirche ist ein heiliger Raum, weil sie neben der Kanzel diesen Tisch hat, um den her wir die Gemeinschaft feiern können. Weil sie uns umgibt mit Schönheit, Platz bietet für Blumen und Schmuck. Weil die Orgel nicht irgendwo im Hintergrund platziert ist, sondern uns von vorne einlädt zum Lob und zur Klage, zum Singen und zum Hören. Und weil es Raum genug hat, dass auch der Gesang des Chors von dort erreicht, wo wir hinschauen. Und in alledem, durch all das vernehmen wir Gott.

Gott ist gegenwärtig. Wir können hier gut stille sein. Dann vernehmen wir ihn und werden so von ihm geprägt und bewegt, dass wir hinausgehen können. In der Art und Weise, wie wir draussen anderen begegnen, werden sie begreifen: Gott ist nicht nur in diesem Haus. Das Gottesreich ist mitten unter uns.